

Zeitschrift: Bernisches Freytags-Blätlein : In welchem die Sitten unser Zeiten von der Verneuerten Gesellschaft untersucht und beschrieben werden

Herausgeber: Samuel Küpffer, Bern

Band: 5 (1724)

Artikel: XVI. Discours : Beweiss, dass ohngeachtet der durch die Civilitet entstandenen Ungleichheit, die Menschen alle gleich glueckselig leben

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-251349>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



XVI. DISCOURS.

Heus tu
Quidam ait, ignoras te?

Horat.

Mein lieber Freund, weistu auch,
wer du bist.

Es ist eine alte und zu unseren Zeiten unter den Staats-Erfahrenen und Rechts-Gelehrten noch nicht erörterte Frag / welches die wahre Ursach seye / warum die Menschen in solche grosse Gesellschaften / wie Königreich und Republiken sind / zusammen geloffen. Die Meinungen sind darüber auch so unterschiedenlich / daß mir allzu weitläuffig fallen wurde / solche hier zu erzehlen. Wann ich nun den Menschen in seiner verderbten Natur betrachte / und die menschliche Gesellschaft / wie sie heut zu Tag bestehet / einsehe / so glaube / ich könne einen ganz anderen Ursprung als den / welcher von den meisten für den gewissesten gehalten wird / behaubten / der wahrhaffte Ursprung der menschlichen Gesellschaft seye der Ehrgeiz. Dieses ist / meines Erachtens / der erste und starckste Grund
Q
gewesem

Erster Theil.

gewesen / warum etliche getrachtet / auß vielen Menschen gleichsam nur einen Leib zu machen / und sich nachmahls zum Haupt desselben aufzuwerffen. Diß ist die allgemeine Passion, welche zu allen Zeiten so viel Ubel in der Welt gestiftet; diß ist die fruchtbare Mutter der meisten Kriegen und Empörungen / welche Vorzeiten und heutiges Tages gesehen werden. Nachdem sich nun die einten durch ihre Klugheit über andere empor geschwungen / andere aber durch ihre Thurnheit und Fahrlässigkeit in den Staub getrucket worden / da sie Anfangs nicht in dem geringsten von einander unterscheiden gewesen / so mußte nothwendig folgen / daß die einten in Ehr und Ansehen / andere aber in Verachtung kommen mußten / dardurch dann die Menschen auß dem natürlichen in den gemeinen und Bürgerlichen Stand übergangen / welcher dann seht so viel hundert / ja tausend Jahren wegen beständiger Eminenz und Reichthum der einten / und wegen Trägheit / Armuth und Thurnheit der anderen gewehret / obschon man in Africa und America verschiedene Völcker findet / bey welchen sich wenig Merckmal des Civil-Standes blicken lassen. Weilen nun diß Bürgerliche Leben bey den Europæren seht so vielen unverdenckten Jahren her gleichsam natürlich worden / so haben wir auch einen so starcken Einruck / der uns von Kinds-Beinen an biß ins Alter im Kopff stecket/

stecket / von dem Unterscheid / den man ins
gemein zwischen Grossen und Kleinen / Rei-
chen und Armen machet / daß sich verschie-
dene einbilden / es sey in der That ein merck-
licher Unterscheid zwischen den Menschen /
daß man dardurch alle menschliche Gleich-
heit vergisset und hindansetzet / weilen wir
von Jugend = auff zu diesem Unterscheid ge-
wohnet worden / da wir dennoch bey ge-
nauer Betrachtung finden werden / daß wir
noch heut zu Tag in dem natürlichen Zu-
stand leben / und der Unterscheid nicht in der
That / sondern meistens in unser Einbildung
bestehe / und also die natürliche Gleichheit
unter allen Menschen weit grösser / als man
sich einbildet.

Wann ich nun die menschliche Gleichheit
zu behaubten trachte / so liget mir ob / zu
beweisen / daß der Reiche und Edle / weder
von Natur / noch durch die Kunst einichs
Vorrecht vor dem Geringsten besitze / in dem
ersten wird wohl keine Schwierigkeit seyn /
in dem zweyten aber werden wir uns etwas
länger auffhalten.

So oft ich nun die menschliche Gesell-
schafft in ihrer Ordnung betrachte / den Rei-
chen und Armen ansehe / so gewahre ich leicht-
lich / daß die gütige Natur ihre Gaben oh-
ne Unterscheid außgetheilet / und bey jedem
die Freud mit Traur also vermischet / daß
keiner nicht das geringste Vorrecht vor dem
anderen genießet. Die Geburt des Königs

ist in keinem Stuck von der Geburt seines geringsten Unterthanen unterscheiden ; der grösste Monarch wird gleich dem Geringsten als eine von sich selbst zu allem untüchtige Creatur ans Licht gebracht / er giebet keine Merckmal von sich / daß er zu einem Oberhaupt des menschlichen Geschlechts geböhren. Er fanget sein Leben gleich anderen mit Weinen und Wehe = klagen an ; seine ersten Jahre bringet er in der Unmündigkeit und Schwachheit zu ; bey anwachsendem Alter muß er / so er je ein tüchtiger Regent seyn soll / mit Mühe und Arbeit die Wissenschaft wohl zu regieren erlernen ; sein höheres Leben wird mit tausend Begierden unruhig gemacht. Große Reichthum und Ansehen dienen bey ihm nicht zu Verzügung / weilen er solche noch zu vermehren trachtet. In dem ganken Leben ist er kein Tag in so grosser Freud / da er nicht gleich anderen Kranckheit erwarten müsse. Für diese ist ihm so wenig als dem Armen ein Kraut gewachsen / ja velleicht wird er an einer gemeinen Kranckheit zu Grabe geleget / von welcher der Arme durch ein ganz gemeines Mittel genesen. In Erzeugung seiner Kinder legt ihm die Natur auch keinen Vortheil zu / weilen es ihnen velleicht an Leibs = und Gemüths = Gaben gebricht / mit welchen der Arme doch sehr reichlich aufgesteuert worden / und die er von ihm gern durch seinen Reichthum erwerben wurde.

Kommt

Kommt er ins Alter / so hat er weder von
Ehr noch Reichthum Trost / er sagt gleich
dem Verachtesten / meine Tage waren we-
nig und böß / und endlich wirfft ihne der
Tod in den Sarch / ziehet ihme die vermein-
te Larve des Unterscheids weg / und bedeckt
seinen ehemals geschmuckten Leib mit Wür-
men / biß endlich von dem von so vielen niet-
lichen Bissen aufgemästetē Leib nichts übrig
bleibet / als nur allein die weisse Todten-
Knochen / die niemand von anderen Gebeis-
nen in der Verwesung unterscheiden könnte;
daher jener diese Worte an ein Todten-
Haus geschrieben:

Hier sag es wer es sagen kan /

Wer König sey / wer Untertan.

Obschon nun verhoffentlich niemand läug-
nen wird / daß man in obbeschriebenem et-
welche natürliche Gleichheit unter den Men-
schen beobachte / so wird man dennoch be-
haubten wollen / man habe heut zu Tag alle
Merckzeichen dieser Gleichheit verlohren / so
daß etwelche in der Welt sehr glücklich /
andere aber sehr mühselig und unglücklich
ihre Tage hinbringen / hoffe aber auch in die-
sem alsobald das Widerspiel zu zeigen / zu
welchem Beweissthum ich mich nachfolgender
Säzen bedienen will:

1. Daß kein grosses Glück in der Welt/
welches nicht mit einer gleich grossen sehr
beschwärlichen Bürde temperiert.

2. Daß alle Menschen gewissen häßtigen

Begierden unterworffen/ welche sie unglück-
hafft machen.

3. Daß ich von keiner Sach / die mir zur
Gewonheit worden / weder grosse Lust / noch
auch grossen Verdruss haben könne.

Das erste betreffend / daß sich ein in gros-
ser Ehr und Reichthum sitzender Mann kei-
nes Vorrechts gegen einem Beringen rüh-
men könne / sintemahl grosse Ehr mit gros-
ser Sorg so verknüpffet / daß es unmöglich/
solches Glück ohne Herk- nagende Beküm-
mernuß zu besitzen; die tägliche Nachstellun-
gen der Feinden / die häufige Exempel /
welche uns die alte und neue Histori an die
Hand giebet / daß Cron und Scepter die
grösste Verfolgungen leiden müssen / bewei-
sen genugsam / daß grosse Reichthum und
Ehr / grosse Gefahr mit sich führen; wann
ich nun Tag und Nacht den Einfall der
Feinden und Räuber besorgen/ den Mord-
Tölen der Verräther besörchten muß /
so folget nothwendig / daß der geringste
Mensch in diesem Stuck einen grossen Vor-
theil vor mir genieße / weilen er diesem allem
gang nicht unterworffen. Die Furcht ist
der natürliche Gleitsmann der Ehr und
Reichthum / welcher mich aller Orten ver-
folget / da hingegen die Armuth die ange-
nehme Hoffnung zu ihrem Geferten hat; so
groß nun natürlicher Weis das Vernügen
von grosser Ehr und Reichthum seyn kan /
wird selbiges alsobald verbitteret / wann ich
gedencke/

gedencke / daß alle menschliche Sachen auff einem so schlipfferigen Fuß / daß ich beförchten muß / ich werde durch einen augenblicklichen Zufall von dem Gipffel meines Glücks ins tieffste Ellend gestürket. Der Arme hingegen ist von dieser Furcht befreyet / er traget sein Ellend in Hoffnung / er werde dervormahlen : eins seine Tage in besserer Zufriedenheit hinbringen. Seine Arbeit machet ihm seinen Last leicht / und die Zeit kurz / so daß wann ich nun das Gute und Böse des eint- und anderen betrachte / die Ehr / Reichthum und Furcht auff die erste / die Arbeit aber und Hoffnung auff die andere Waag- Schalen lege / so finde ich die natürliche Gleichheit / und sihe nicht / daß der erste vernügter und glückhaffter als der zweyte.

Wann ich nun ferners betrachte / daß alles Wohlfeyn des Menschen in der Vernügung und Gemüths- Ruhe bestehe / und daß selbige nirgends minder als in grossen Palästen anzutreffen / so entdecke ich wieder ein Grosses zu Befestigung der natürlichen Gleichheit in der menschlichen Societet. Die Begierd zu grosser Ehr und Reichthum sind die zwey grössten Feinde / die dem Menschen / der weise allein auffgenommen / allezeit nachjagen / und diese finden nirgends besser Plaz als in den Palästen der Fürsten / sonst ein jeder mit der alten Besizung sich leichtlich vernügen könnte. Je grösser nun die schon erworbene Besizung / je grösser ist auch das Verlangen / selbige noch zu erweitern ; Nun ist leicht zu gedencen / in was Furcht und Schrecken einer sich befinden muß / der seine Begierd durch das wankelbare Kriegs- Glück befördern will / der alle Tag die traurige Zeitung einer grossen

grossen Niederlag / oder den Verlust einer starcken Festung besorgen muß. Da hingegen diese Begierden sich in weniger Maas bey einem Menschen von mittelmäßigem Glück befinden. Die menschliche Natur ist also beschaffen / daß ein kleines Glück bey einem von hohen Gedancken angefüllten Menschen eine schlechte Freud / der minste Verlust aber grossen Verdruß und Zorn erwecket / hingegen erfreuet sich der Arme eben so wohl ab einem kleinen Glück / als der Grosse ob der Erwerbung eines ganken Landes. Der Mensch formirt sich nach seinem Stand einen grossen oder kleinen Concept von allen Sachen / nun ist leicht zu fassen / daß der Geringe leichtlicher zu seinem Zweck gelangen kan / als der Grosse / der nur mit grossen Erwerbungen sein Gehirn angefüllet hat. Wann ich nun diese grosse und kleine Begierden der Menschen betrachte / so finde / daß der Arme minder in Unruh seine Zeit durchbringet als der Grosse / und ist also auch in diesem Stuck die natürliche Gleichheit der Menschen bewiesen.

Ich finde entlich / daß alles das / was ich über meinen ersten natürlichen Zustand erwerben kan / bey mir Freud erwecket ; Der König / der von Jugend auff zu dem Scepter gewiedmet / der von seiner Unmündigkeit an von der ganken Welt verehret wird / empfindet die Süßigkeit der Ehr und Reichthum nicht so wol / als sie in dem Herzen der Unterthanen für groß gehalten wird ; alle Wollust in der Welt sind einem solchen zur Natur worden / deswegen er nicht empfinden kan / was wol und herzlich leben seye / weilen er niemahlen mühselig gelebet. Dem Armen hingegen wird seine Arbeit auch zur Natur / er empfindet derselben Hartigkeit nicht mehr / weilen er durch lange Zeit darzu gewohnet / die minste Freud aber und Wollfeyn verursachet in ihm unendliche Wollust / weilen es ihm etwas ungewohntes.

Trasimachus.